

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Miloš Urban

Die Rache der Baumeister

Ein Kriminalroman aus Prag

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf

www.rowohlt.de/repertoire



1

*Ich sprech vom neuen Frühling
Lenz blüht auf im Winter. Wipfelschnee
Wird süß wie Blumen rieseln.*

T. S. ELIOT

Es war ein wunderschöner Morgen Anfang November. Ein langer Altweibersommer hatte den Oktober über den Einzug des Herbstes hinausgezögert, bis plötzlich der erste stechende Frost einfiel, ein Peitschenhieb, der die Stadt in Schrecken erstarren ließ. Kein halbes Jahr ist es jetzt her, dass zum letzten Mal die moderne Zeit geschrieben wurde: Damals nahm die Metropole noch den Kampf mit dem bevorstehenden Winter auf. Das Licht wurde schwächer, der Frost kroch allen in die Glieder, aber den Fabrikschornsteinen entwich ein heißer Atem, und die Fenster der Häuser beschlugen in künstlichem Licht. Es waren Ausdünstungen der Verwesung, der Schweiß eines Sterbenden. Die Schminke der neuen Fassaden konnte genauso wenig wie der Schmiss der schnellen Wagen über die nackte Wahrheit hinwegtäuschen, die ebenso kahl war wie die Bäume auf dem Karlsplatz: Das Jahr war alt, uralt das Jahrhundert, das Millennium überlebt. Jedem stand es klar vor Augen, manch einer wandte mit zugeschnürter Kehle den Blick ab und ergab sich widerstandslos dem Biss des allerletzten Herbstes: Ein dreiköpfiger Hund war in Prag eingefallen und wollte sich von seinem geraden Weg nicht abbringen lassen, drei hungrige Schlünde stürzten sich auf alles, was sich in dieser späten Stunde der Menschheit noch zu bewegen wagte. Sie schnappten erbarungslos zu.

So war es letztes Jahr, dann wurde alles anders. Die Zeit der Barmherzigkeit brach an.

Die weiße Sonne, die tief am Himmel stand, kletterte über die Krankenhausmauer und blieb im Spinnennetz der Ahornkronen hängen. Ganz allmählich und wie aus Trotz erwärmte sie die eisige Luft, sodass der Geruch des Laubs aufstieg, das die Pflastersteine unter sich begrub. In der Kateřinská war es nicht schlimmer als in anderen Jahren auch, aber die Viničná wurde der Länge nach von einer raschelnden Düne zugehüttet, die nicht nur die Pflastersteine, sondern auch die asphaltierte Straße vollkommen verschwinden ließ. Es gab keinen festen Boden mehr unter den Füßen, jeder Schritt war ein Abenteuer und hinterließ statt klarer Konturen nur einen undeutlichen, eigenartig Unheil verkündenden Abdruck der Schuhsohle in der roten Verwehung. Der Weg durch eine verwehte Straße kann gefährlich sein – genauso gefährlich wie ein Spaziergang auf einem zugefrorenen Fluss.

Ich schlenderte auf dem Kamm des Větrov-Hügels in Richtung Karlshof dahin, teilte mit den Füßen das gelbe Meer und duckte mich vor den Spritzern von aufgewirbeltem Ocker, Zinnober, Siena und Umbra. Die Straße hatte sich in ein Flussbett mit steilen Ufern verwandelt: linker Hand die Spitalmauer, rechter Hand die Gebäude der naturwissenschaftlichen Fakultät. Wer die Strecke im Geiste verlängert, mit ihr den Hügel durchschneidet und das Tal überbrückt, den führt sie unfehlbar zu einer Kirche. Der fromme Pilger kommt nicht vom rechten Wege ab.

Ein Krankenwagen fuhr an mir vorbei, gleich dahinter ein zweiter und eine ganze Weile später ein dritter. Genau genommen nicht viel – früher war ich immer auf eine höhere Zahl gekommen. Damals trug ich noch die Uniform und lief nicht zum Vergnügen hier herum. In dieser ruhigen Straße, die kein Umschlagplatz für Drogen oder Falschgeld war, konnte man sich so die Langeweile vertreiben, ohne dass einen dabei jemand erwischte. Und was hatte mich diesmal hierher geführt? Die Gewohnheit vielleicht, die altvertraute

Freude an einem Spaziergang im Morgengrauen, das noch verspricht, es sei mehr aus dem neuen Tag herauszuholen als nur die Betätigung des Lichtschalters, wenn am Nachmittag die Dämmerung hereinbricht. Wer wollte schon in einem heulenden Rettungswagen durch die Stadt rasen und einen so stillen, hoheitlichen Morgen stören?

Die Viničnástraße ist etwa dreihundert Meter lang und gerade wie ein Pfeil, also leicht von einem Ende zum anderen zu überblicken. Ich hatte ungefähr die Hälfte der Strecke hinter mich gebracht, als ich eine Frau bemerkte, die ein Stück vor mir ging. Wieso hatte ich sie nicht schon vorher gesehen? Mir war die Straße menschenleer vorgekommen. Die Frau war klein und bahnte sich ihren Weg nur mit Mühe. Sie hielt sich etwas gebeugt, wirkte aber durchaus gepflegt mit ihrem kurz geschnittenen grauen Haar, ihrem braunen Mantel und der braunen Einkaufstasche, diesem unentbehrlichen Accessoire alter Frauen. Aus Sorge, sie zu erschrecken, verlangsamte ich mein Tempo, doch wäre es nicht nötig gewesen: Das Laub reichte ihr zwar bis zu den Knien, aber sie schritt mit einer erstaunlichen Energie voran.

Sie watete durch die rotgoldene Flut und schaute von Zeit zu Zeit nach links, als suchte sie auf dem vergilbten Putz der Mauer nach dem roten Straßenschild oder einem anderen Orientierungspunkt. Offenbar war sie nicht von hier. Sie trug eine Brille, die ihre ganze obere Gesichtshälfte verdeckte. Auf einmal wandte sie den Kopf nach rechts und blieb kurz stehen, um durch das offene Tor in einen Hof zu schauen. In diesem Moment tauchte über dem Torpfosten, direkt über ihrem Kopf, der stolze Turm von St. Apollinarius mit seinem spitzen Dachstuhl auf. Er sah aus wie die Kapuze eines ruchlosen Mönchs, der vor der Kirche Pilgern auflauert. Ich wollte ihr schon etwas zurufen, um sie zu warnen, aber dann wurde mir klar, dass nur die flimmernde Luft meinen Augen einen Streich gespielt hatte.

Die Frau stand einen Augenblick unschlüssig da, dann setzte sie ihren Weg fort, und meine erste Halluzination wurde von einer neuen abgelöst. Es kam mir vor, als hörte ich ihre Schritte ganz nah im Laub rascheln, direkt hinter meinem Rücken statt weiter vor mir. Ich wusste, dass hinter mir niemand war, und trotzdem ließ es mir keine Ruhe, ich musste mich umdrehen. Die Straße war öd und leer. Auf der laubbedeckten Fahrbahn hoben sich die Spuren der Räder schwarz ab, und eine Stille machte sich breit, die nach dem Verhalten des Sirenengeheuls noch eindringlicher schien als vorher. Ein Windstoß ließ die Reifenspuren wieder verschwinden.

Ich lächelte über meine Nervosität und wollte weitergehen, aber die kleine Frau war plötzlich nirgends mehr zu sehen. Sie musste in die Apolinářská abgebogen sein: entweder nach rechts zur Kirche oder nach links auf die Magistrale zu. Oder war sie womöglich geradeaus die alte Treppe zur Albertovstraße hinuntergegangen? Sollte sie sich das getraut haben?

Der Větrov ist ein unfreundlicher Berg, eine Schönheit, die den Menschen Böses will, wenn sie töricht genug sind, an ihr Gefallen zu finden. Der Wind, der durch die Viničná und die Apolinářská pfeift, veranstaltet auf der Kreuzung regelmäßig einen Wirbel vom Ausmaß eines kleinen Tornados. So manches Mal hatte er mir früher die Polizeimütze vom Kopf gerissen und sie über einen Zaun oder unter ein Auto gefegt, und auch der Regen hatte mich jedes Mal hier erwischt, wo es weit und breit keine Möglichkeit gibt, sich unterzustellen. An diesem Morgen trieben sich diese beiden Quälgeister irgendwo anders herum, vielleicht auf der anderen Seite des Tals, sodass sich der Berg etwas anderes für mich ausdenken musste: Kurz vor der Kreuzung stolperte ich auf dem Gehsteig, schürfte mir den Schuh ab und stieß mir empfindlich den großen Zeh. Ich schob das Laub mit dem Fuß auseinander, und als das Pflaster zum Vorschein kam, stellte ich fest,

dass es beschädigt war. Der glatte, im Quadratmuster verlegte Stein schimmerte grünlich und fehlte stellenweise. Aus der grauen Erde sprossen weiße Grashalme hervor, eine blasse Erinnerung an den Sommer.

An der Kreuzung, an der einst die Gifthütte stand, berüchtigte Schänke und sagemumwobener Magnetberg der Prager Studenten- und Gaunerschaft, bog ich nach rechts ab und staunte nicht zum ersten Mal über die klaren Farben der Blumen im Garten der Pfarrkirche St. Apollinarius. Wahrscheinlich blühten sie zum Gedenken an die untergegangene Gastwirtschaft: Generationen von durch die Nacht torkelnden Stammgästen hatten sie durch den Lattenzaun hindurch treulich gewässert. Was Blumen angeht, kenne ich mich einigermaßen aus, aber es ist mir nie gelungen, Dahlien zuverlässig von Astern zu unterscheiden. Ich bewundere die einen wie die anderen. «Hohe Astern, diese letzten Gestirne des versinkenden Sommers, brannten dort im mannigfaltigsten Schimmer.» – Dieser Satz kam mir an jenem Morgen in den Sinn, und ich nahm ihn als Fingerzeig. Ich weiß nicht, von wem diese Worte stammen und wann ich sie gelesen habe, aber dass sie sich mir in Erinnerung riefen, hat mich überzeugt. Falls Sie einmal bei St. Apollinarius vorbeikommen sollten, denken Sie also daran, dass es sich bei den struppigen Blumen, die hinter dem Zaun blühen, um Astern handelt. Namen sind hier von Belang.

Von den roten und violetten Blüten schweifte mein Blick gewohnheitsmäßig hinauf zu den gewaltigen Mauern und den dunklen Fenstern des Chors. Wenn man von dieser Seite kommt, erschlägt einen die Kirche förmlich durch ihre robuste Erscheinung, und unwillkürlich beschleunigt man den Schritt. Aus zu großer Nähe wirkt sie so unnahbar wie eine Festung, die sich dem Betrachter entgegenneigt und droht, ihn mit einem ihrer unzähligen und doch genau berechneten Steinquader zu zermalmen. Besser als der Blick von Osten ist

der von Süden her, denn nur so ist die ganze Kirche zu überblicken. Von dort aus erscheint sie schon heller und freundlicher. Aber erst wenn Sie von Südosten aus schauen und den ganzen Turm, das Schiff und den Chor ins Blickfeld bekommen, zeigt sich die Kirche in ihrer vollen Pracht, einer Pracht, die ihresgleichen sucht – und das, obwohl der Bau bis vor kurzem dem Verfall anheim gegeben war.

Ich ließ meine Augen die Strebepfeiler emporklettern und sprang mit dem Blick von einem Fenster zum anderen, von den bleigefassten Glasscheiben zu den Spitzbögen und wieder zurück. Die Zeit hatte am Mauerwerk unter dem Presbyterium genagt, der gelbliche Putz ging ins Grüne über, und am Boden war er moosbedeckt, stellenweise vom Regen aufgequollen, und bildete feinblättrige Taschen, in denen Insekten wohnten. Wo an den Pfeilern der Stein nackt war, schimmerten sie feucht und waren von Narben übersät. In die Fugen zwischen den Steinblöcken hatten sich im Lauf der Jahre Flechten, Fäulnis und schwarzer Ruß eingeknistet. Ich sah den Spinnen zu, wie sie, von der Wärme verführt, aus den Ritzen an die Sonne krochen. Am Gewände eines hohen Fensters saß eine braune Kakerlake. Offensichtlich war sie gerade aufgewacht und hatte eine unangenehme Entdeckung gemacht.

Einst gab es hier andere Bewohner. Die Säulen, die das Gemäuer stützen, dienten kleinen Dächern aus zusammengebundenen Ästen als Träger, und die Armen streckten darunter ihre schorfigen Glieder aus dem Schatten hervor, um sich von den zur Messe eilenden Handwerkern, Beamten und Geschäftemachern ein Almosen zu erbetteln. Auch sie hatten ihre Zunft und verteidigten ihre erbärmliche Unterkunft gegen die Zuwanderer vom Lande, die gar nichts hatten. Von diesen Bettler-Baldachinen war heute nichts mehr übrig, aber der Samaritergeist des Ortes hatte überdauert. Ein Stück unterhalb der Kirche befand sich ein Zentrum für

Drogenabhängige – die Aussätzigen des zwanzigsten Jahrhunderts.

An diesem Morgen trieb sich keiner von ihnen hier herum, alle versteckten sich vor dem gleißenden Licht, und die Apolinářská lag verlassen und still da. Auch von Pfarrkindern weit und breit keine Spur, die Kirche war wegen Renovierungsarbeiten geschlossen. Im Großen und Ganzen war alles unverändert, bis auf den Platz vor dem Betonklotz auf der anderen Straßenseite, einem Kindergarten: Zu der Statue des knienden Mädchens hatte sich eine weitere Statue gesellt.

Es war die Frau, die vorhin vor mir gegangen war. Sie hielt noch immer ihre braune Tasche umklammert, und ihr Blick war auf die stilisierte Darstellung der unschuldigen Kindheit geheftet. Vermutlich löste das irgendwelche Erinnerungen in ihr aus, ich konnte sehen, dass sie die Lippen bewegte. Ich trat näher, der ungewohnte Anblick eines Menschen, der sich mit einer Statue unterhält, beunruhigte mich, wobei ich freilich völlig vergaß, dass ich keine Uniform mehr trug. Langsam ging ich auf die Frau zu und fragte leise, ob ich ihr helfen könne.

Sie zeigte auf die Statue und sagte: «Das gibt es doch nicht ...»

Aber was? Der furchtbare Klotz, der überhaupt nicht hierher passte? Oder die Institution, die er beherbergte? Erst die Gifthütte und die Morde in der nächsten Umgebung, die zu trauriger Berühmtheit gelangt waren, und dann, nach dem Abriss – was für ein blendender Einfall: ein Kindergarten. Aber der Genius Loci lässt sich so leicht nicht vertreiben. Der Ausdruck in den weit aufgerissenen Augen der Frau verriet jedoch gar keine Verbitterung, sondern Panik. Mir kam der Gedanke, sie sei womöglich geistesgestört. Vielleicht war sie auf dem Weg zum Arzt, vermutlich in der Psychiatrie, die nur einen Steinwurf von hier entfernt war, und hatte unterwegs vergessen, wo sie hinwollte – sie musste sich in den unbe-

kannten Straßen verlaufen haben, während sie ihren vertrauteren Erinnerungen nachhing. Abermals sprach ich sie an, so freundlich es nur ging.

«Es ist doch nur eine Statue. Wenn Sie zum Arzt wollen und den Weg nicht mehr finden, begleite ich Sie gern.»

«Sehen Sie das denn nicht?», fragte sie empört. «Erkennen Sie denn die Blumen nicht?»

Sie hatte wirklich den Verstand verloren, davon war ich nun überzeugt. Dennoch warf ich einen Blick auf die Statue: abbröckelnder grauer Beton, anstelle des abgefallenen linken Arms ein verrosteter Draht. Der Kopf des verstümmelten Mädchens war dunkler als ihr Leib, Tau hatte sich darauf niedergeschlagen. Auf ihrem Scheitel saß eine Krone aus Blumen, aus lebendigen und leuchtend gelben Blumen, die ein anderes Mädchen hier liegen gelassen haben musste, ein lebendiges Mädchen aus Fleisch und Blut.

«Sie sind frisch», sagte die kleine Frau. «Jemand hat sie am Morgen gepflückt und zum Kranz geflochten. Ein Kränzchen für die steinerne Jungfrau. Wie ist das möglich? Seit sich die Erde dreht, wachsen diese Blumen nur im Frühjahr.»

«Das will nichts heißen», sagte ich beschwichtigend, «unten am Hügel ist dieses Institut, Brožeks Institut oder so ähnlich, ein genetischer Versuchsgarten, der zur naturwissenschaftlichen Fakultät gehört. Die ist hier ja ganz in der Nähe. Vielleicht ist es denen gelungen, eine Art zu züchten, die im Herbst blüht.»

Sie sah mich an, als ob ich der Irre wäre und nicht sie. «Die hier? Gezüchtet? Das möchte ich aber mal sehen. Auf Knien beten würd ich zu dem, der das schafft. Diese Blume ist ein Heilmittel, verstehen Sie, und sie ist sehr kostbar für die, die sie zu würdigen wissen. Im Frühjahr wächst sie, ganz zeitig im Frühjahr, und sonst nicht.»

Eine Kindheitserinnerung blitzte in meinem Kopf auf: Großmutter und ich waren oft gelbe Blumen pflücken gegang-

gen – Honig, Hustensirup. Ja, ja, die Kräuterweiblein und ihre Rezepte ...

Ich sah mir den Kranz genauer an. Die kleine Frau trat zurück, um mir Platz zu machen. Ich streckte die Hand aus und hob ihn vorsichtig von dem steinernen Kopf. Ein paar Mal drehte ich ihn um sich selbst, bis ich endlich an den Blüten roch. Schlagartig kam mir ihr Name ins Bewusstsein: Huf-lattich.

Ich hielt den kleinen Kranz noch immer in Händen, als von irgendwo ein dumpfer Knall ertönte, begleitet von einem grässlich blechernen Geräusch. Es kam aus der Luft, aus der Höhe, vom Himmel. Als wieder Stille eingekehrt war, hob ich den Blick, die Blümchen nach wie vor in der Hand. Die kleine Frau war weg, ich stand allein vor der Statue. Und dann wieder das Geräusch: Diesmal erschallte es weithin als Kette von merkwürdigen, ungleichartigen Tönen. Bim-bam, bim-bam, aber anders, als man es kennt. Im Kirchturm schwang eine Glocke hin und her und es klang falsch. Auf meiner Armbanduhr war es Viertel vor neun. Ich erstarrte. Die Kirche war geschlossen und drinnen läutete jemand zur Messe.

Ich bin kein Held. Aus dem Pförtnerhäuschen der benachbarten Klinik rief ich die Polizei an. Ich hatte automatisch die Nummer meines ehemaligen Vorgesetzten gewählt, und im Geiste atmete ich auf, als nicht er, sondern sein Stellvertreter sich meldete. Vier Minuten später traf die Streife ein, zwei Männer, die ich kannte. Das wilde Glockengeläute drangsalierete unsere Ohren und wollte nicht aufhören.

Die Tür des Seiteneingangs stand halb offen. Wir traten ein. Im einzigen Schiff herrschte Dämmerlicht, die schmutzigen Fenster des Presbyteriums ließen ein trübes Grau herein – selbst das Tageslicht wartete hier auf seine Instandsetzung. Im Schiff keine Menschenseele, auf dem Altar Staub, hinter der Orgel Schatten und Spinnweben. Unter der Or-

gelempore tauchten wir ein in die Dunkelheit und tasteten uns nach dem Gehör vor – das Glockengetöse zerriss uns beinahe das Trommelfell; wir kamen an eine kleine Tür, die auf die Treppe zum Glockenhaus führte. Sie war nicht abgeschlossen. Hinter der Tür wartete nichts als Finsternis; das Feuerzeug eines der Polizisten leuchtete uns die ersten Stufen hinauf. Wir nahmen drei Stufen auf einmal, und bald war die Flamme überflüssig, die weißen Sonnenstrahlen, die von oben kamen, sogten das kleine Licht völlig auf.

Endlich standen wir unter dem Galgen der großen Glocke. Der Lärm war unerträglich, es hätte nicht viel gefehlt, und alle drei hätten wir uns aus den Turmfenstern in die Tiefe gestürzt, nur um ihm zu entkommen. Wolken von aufgewirbeltem Staub machten es fast unmöglich, etwas zu erkennen, außerdem blendete uns die Sonne, die hier in tausendfacher Reflexion an den Wänden zerbarst. Das Einzige, was sich deutlich abzeichnete, war der schwarze Schatten einer Riesenspinne, die sich an einem langen Faden hin- und herwarf. Eine Spukerscheinung ...? Eine Strohpuppe als Kinderschreck ...? Nein, bloß ein Mensch – ein armseliges Opfer jener Ausgeburten der Nacht, denen er selbst angehörte. Von ihm ging der Schrecken nicht aus, schrecklich war, was man mit ihm gemacht hatte. Er zuckte wie eine hölzerne Marionette, einmal hing er kopfüber und tanzte zur Glockenmusik, ein andermal kletterte er die Wände hinauf, und das dritte Mal schwebte er durch die Leere und zappelte wie ein Fisch an der Angel. Ein eisernes Herz gab den Takt vor und schleuderte ihn hin und her. Zwischen der Glocke und dem Fuß des Opfers spannte sich eine Leine.

Wir stürzten auf ihn zu, aber die Trägheitskraft warf ihn schon wieder in die entgegengesetzte Richtung und schmetterte ihn erneut gegen die Wand der Turmkammer. Als das Seil mit seinem lebenden Pendel wieder in unsere Richtung ausschlug, packten wir den Unglückseligen an den Armen

und hielten ihn so lange fest, bis sich das hämmernde Herz der Glocke beruhigt hatte. Ein letztes Mal zitterte es mit ihm, nach rechts, nach links, und wir schaukelten langsam mit, wie Fischer auf den Wellen. Dann stand die Glocke still. Die Ohren taten uns weh, der Kopf, der ganze Körper.

Die Polizisten hielten ihn umklammert, damit ich die Leine durchschneiden konnte. Auf der Höhe unserer Brust rollte sein blutverschmierter Kopf von einer Seite zur anderen, seine Augen waren fest geschlossen, seine Haut aschfahl. Nur sein Mund gab ein Lebenszeichen von sich, ein leises Stöhnen entrang sich ihm. Vorsichtig legten wir den Mann auf den Fußboden. Er war bewusstlos. Nachdem ich mich versichert hatte, dass er atmete, tastete ich vorsichtig seinen Körper ab und untersuchte flüchtig den Bauch auf verräterische Blutergüsse. Es sah nach geprellten, vielleicht sogar gebrochenen Rippen aus und vermutlich auch einer Gehirnerschütterung, so, wie ihn die Glocke gegen die Steinmauern gepeitscht hatte, aber hoffnungslos war der Fall augenscheinlich nicht. Einer der Polizisten rief über Funk die Zentrale und forderte einen Krankenwagen an.

Mehr konnte man nicht tun. Ich wischte mir mit dem Taschentuch das Gesicht ab, streckte mich, und erst da bemerkte ich, mit welcher Grausamkeit man aus dem Mann einen unfreiwilligen Glöckner gemacht hatte. Bis dahin hatten wir angenommen, dass das Seil um seinen Knöchel geschlungen war. Jetzt erkannten wir, dass es sich durch das Bein hindurchzog. Fassungslos starrten wir auf die Stelle, wo es auf der Außenseite der rechten Wade in einer hässlichen Wunde verschwand, einer Öffnung zwischen Knöchel und Achillessehne, und Haut und Gewebe grauenvoll aufblähte. Auf der anderen Seite kam die Leine wie durch ein Nadelöhr gefädelt wieder heraus. Sie war durch einen Doppelknoten gesichert. Die Wunde blutete kaum, aber drum herum hatte sich eine violette Färbung gebildet, die sich rasch bis zum

Schienbein ausweitete, und hier und da entstanden vor unseren Augen blaue Flecken. Draußen heulte ein Martinshorn, im Treppenhaus war das Stampfen von Stiefeln zu hören, und es erschienen Sanitäter in roten Overalls. Die Bestürzung beim Anblick der Verletzung war ihnen anzumerken, aber sie luden den Mann wortlos auf die Trage, schnallten ihn mit Riemen fest und trugen ihn die steile Treppe hinunter.

Ich teilte den Polizisten meinen Verdacht mit: Jemand hatte dem Opfer bis zu unserer Ankunft Schwung gegeben und war dann schnell verschwunden. Ich war überzeugt, dass der Täter noch ganz in der Nähe sein musste. Wir suchten im achteckigen Turmaufsatz alles ab und kletterten über eine Leiter in den konischen Dachstuhl hinauf. Dann öffneten wir die Fensterläden, um festzustellen, ob sich jemand auf dem Sims versteckt hatte, das sich um den ganzen Turm herumzieht. Es war jedoch zu abschüssig, allenfalls ein Affe hätte sich darauf halten können. Meine Überzeugung wurde durch nichts bestätigt, und doch wurde ich das Gefühl nicht los, dass wir nicht allein im Turm waren. Die Polizisten machten sich ein paar Notizen und verabschiedeten sich. Mit dem Protokoll hatten sie es nicht eilig, als ehemalige Kollegen kannten sie mich ja. Ich durchsuchte den Glockenturm noch einmal, aber einen anderen Ausgang als die Treppe, über die wir hereingekommen waren, konnte ich nicht finden. Es war ein echtes Rätsel, so ähnlich, wie wenn man im November frische Huflattichblüten findet.